

**Rede von**

**Oberbürgermeister Dirk Hilbert**

zum Auftakt Menschenkette

am 13. Februar 2017, 17.15 Uhr

*Es gilt das gesprochene Wort.*

---

**Sehr geehrte Damen und Herren,**

**verehrte Gäste,**

**liebe Dresdnerinnen und Dresdner,**

vielen Dank, dass Sie heute so zahlreich auf den Neumarkt gekommen sind. Vor einer Woche stand ich ebenfalls auf diesem Platz. Ich war eingeladen, ein Grußwort zur Eröffnung von Manaf Halbounis Skulptur „Monument“ zu sprechen. Gehört hat das kaum jemand, da 60 oder 80 Menschen ununterbrochen brüllten.

Die lautesten und schrillsten Stimmen werden mit der größten öffentlichen Aufmerksamkeit bedacht. Das ist nicht nur schade, sondern es raubt uns jede Möglichkeit, Themen zu besprechen, die für unser Zusammenleben in dieser Stadt essenziell sind. Etwa:

Warum wurde Dresden vor 72 Jahren zerstört und was bedeutet das für uns heute?

Ich habe darauf hingewiesen, dass die NSDAP in Dresden Mehrheiten hinter sich versammelte, wie in keiner zweiten deutschen Großstadt. Hier gab es Rüstungsproduktion, Kriegsvorbereitung, Zwangsarbeit, Judenverfolgung. Ich war weder der erste noch der einzige, der das thematisiert hat. Trotzdem zeigten die heftigen Reaktionen, dass diese Frage Dresden immer wieder aufs Neue spaltet. Doch wie wollen wir Gräben überwinden, wenn es uns nicht einmal gelingt, den anderen reden zu lassen?

In vielen Briefen, E-Mails und Gesprächen, fordern Dresdnerinnen und Dresdner die Zeitzeugen zu hören. Ich finde, das ist absolut richtig. Denn es leben nicht mehr viele, die den Krieg und die Zerstörung Dresdens selbst durchmachen mussten. Gern lese ich einen Auszug aus dem Bericht<sup>1</sup> von Edith Schmidt vor, die am 13. Februar 1945 fünfeinhalb Jahre alt war und in der Johannstadt wohnte. Sie schreibt:

„Jetzt wurde unser Haus bombardiert. Im Keller hörten wir die Einschläge. Als alles vorbei war, konnten wir nicht hinaus, da der

---

<sup>1</sup> Sächsische Landeszentrale für politische Bildung (Hrsg.): 13. Februar 1945. Zeitzeugen über die Zerstörung Dresdens, Dresden 2009, S. 13f.

Hausflur brannte. Die wenigen Männer durchschlugen den vorbereiteten Durchbruch zum Nachbarhaus und wir gelangten ins Freie. Rechts und links brannten alle Häuser – noch heute sehe ich es vor mir.“

Edith Schmidt schildert dann, wie sie mit vielen anderen Ausgebombten schließlich nach Wittgensdorf bei Kreischa gelangte und dort von einem Bauer zusammen mit 20 anderen Menschen versorgt wurde. Sie schreibt: „Meine Mutter war ihr ganzes Leben dankbar, dass wir in Wittgensdorf für ein Jahr gute Aufnahme gefunden hatten.“ [...] „Über die Schrecken des 13. Februar wurde schon viel berichtet, aber selten [...] darüber, was Menschen wie die Familie Walther leisteten, um so viele fremde Leute auf ihrem Bauernhof zu versorgen.“

Ich hatte heute Nachmittag wieder die Gelegenheit, mit Zeitzeugen persönlich zu sprechen. Viele erzählen nicht nur von Leid, sondern berichten auch von Nächstenliebe, und der Hilfe für Notleidende – so wie es Edith Schmidt und die anderen Flüchtlinge in Wittgensdorf erlebten. Zwischen 1933 und 45 brachten jedoch viele Dresdner diese Menschlichkeit nicht auf, wenn der Notleidende ein Fremder, ein Jude, ein Homosexueller oder Oppositioneller war.

Wir stehen heute hier und erinnern uns an die tausenden Dresdnerinnen und Dresdner, die bei den Bombenangriffen vom 13. bis 15. Februar starben. Trauer und Mitgefühl für die Opfer sind ein Gebot der Menschlichkeit. Doch, wenn wir heute menschlich handeln wollen, müssen wir auch fragen, warum damals oft Menschlichkeit fehlte.

Unser Erinnern muss die Brücke in die Gegenwart schlagen, um relevant zu bleiben. Auf dieser Welt werden zahlreiche Konflikte kriegerisch ausgetragen und die Menschenwürde mit Füßen getreten. Das Schicksal der Leidenden betrifft uns in einer globalisierten Welt direkt. In den vergangenen Jahren flohen tausende Menschen vor Krieg und Verfolgung auch in unsere Stadt. Die Kunstaktionen rücken diesen Fakt deutlich in unser Bewusstsein.

Dresden war 1945 eine zerstörte Stadt, so wie es Aleppo und viele Städte in Syrien oder auch der Ostukraine heute sind. Manaf Halbounis „Monument“ bringt drei hochkant aufgestellte Busse als Symbol des Leidens der Zivilbevölkerung direkt vor das Symbol des Friedens und der Versöhnung – die Dresdner Frauenkirche. Ja, das provoziert. Aber die Provokation fordert uns heraus. Wir müssen uns positionieren: Erkennen wir, während wir in einer glanzvoll wiedererrichteten Stadt leben, während wir uns keine existenziellen Sorgen um Wohnung und Nahrung machen müssen, während wir uns

frei bewegen und frei unsere Meinung sagen können, dass wir in der Pflicht sind, zu helfen? Dass wir Menschlichkeit zeigen müssen?

Ich denke nicht, dass unser Erinnerungsvermögen, unsere Anteilnahme für unschuldige Opfer, unser Mitleid mit Menschen, die alles verloren haben, so begrenzt und klein ist, dass es nicht auch andere einschließen kann.

Diese Stadt und ganz besonders die Frauenkirche, der Neumarkt und viele andere Kultschätze, wären nie wiedererrichtet worden, wenn ehemalige Feinde sich nicht versöhnt und Dresden Hilfe aus aller Welt erhalten hätte.

Frauenkirche und 13. Februar stehen aber noch für etwas anderes: Sie sind Meilensteine auf dem Weg zur friedlichen Revolution. Für den 13. Februar 1982 hatten Dresdner Jugendliche mit einem Flugblatt zu einer Gedenk- und Mahnveranstaltung an der Ruine der Frauenkirche eingeladen. Schon damals verband sich das Gedenken am 13. Februar mit den aktuellen Fragen der Zeit.

Was wir heute brauchen, um unsere Zukunft zu gestalten, sind ernsthafte Bemühungen an den gesellschaftlichen Bruchlinien zu arbeiten. Dies ist eine weitere Frage, die für unser Zusammenleben in dieser Stadt essenziell ist.

Ich bin gern bereit, einen Dialog darüber zu führen, wie es uns gelingen kann, Menschen fremder Herkunft und Religion zu integrieren und wie wir die Spaltung unserer Gesellschaft überwinden. So ein Dialog gelingt jedoch nicht automatisch. Bundespräsident Johannes Rau formuliert 2002 in einer Rede zum Thema Religion, Kultur, Nation und Verfassung drei wichtige Voraussetzungen für den Dialog:

Erstens: Dialog funktioniert nur, wenn sich die Partner ernst nehmen. Sie müssen sich gleichwertig und in gleicher Würde begegnen.

Zweitens: Wer in einen Dialog eintritt, hat anerkannt, dass die Wahrheit nicht ihm allein gehört. Rau sagte: „Mit Fundamentalisten kann man keinen Dialog führen. Der Eintritt in den Dialog ist bereits das Ende des Fundamentalismus.“

Und Drittens: „Dialog setzt friedliche Absichten und Motive voraus.“

Ich lade alle ein, unter diesen Regeln mit mir und miteinander über die Zerstörung Dresdens, den Nationalsozialismus, Kriege in der Gegenwart, Kunst und unser Zusammenleben in der Stadt zu diskutieren. Vielen Dank, dass Sie sich mit uns gemeinsam in die Menschenkette einreihen.